

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 87.

Posen, den 15. April 1928.

2. Jahrg.

## Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Vachen und Weinen.

Von Alfred Schrottauer.

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

XV.

„Was?“ brüllte Hoot.

„Was?“

Wäre die allgemeine Erregung nicht so groß gewesen, würde die Katastrophe schon hier eingetreten sein. So blieb der Zauber des Bekennens unbeachtet.

„Wie ist das geschehen?“ entrüstet sich Bill, ohne eine Spur der dem Alten gebührenden Achtung.

„Wie es geschehen ist?“ klagte Jeremia.

„Ja!“

„Ich sitze da — den Revolver in der Hand und bewache sie.“

„Na — und?“

„Da steht dieser Balg auf und sagt: „Sehen Sie das offene Fenster dort, Daddy.“ Sie sagte immer Daddy zu mir.“

„Ich weiß. Weiter.“

„Ich sagte: Glauben Sie, ich bin blind? Sie sagte, Sie glaube es nicht.“

„Weiter doch! Machen Sie nicht so viel Worte!“

„Sie wollen doch, daß ich es erzähle,“ grollte Jeremia.

Bill blinnte in stummer Verzweiflung zur Decke.

„Nachdem Sie also gesagt hat, Sie halte mich nicht für blind — mich, der ich auf fünfhundert Meter jeden Hasen treffe — was tut Sie? Was glauben Sie, was Sie tut?“

„Ich weiß es nicht, sonst würde ich Sie nicht fragen.“

„Sie geht zum Fenster.“

„Zu dem Fenster?“ Es war Bob, der beglückt auf das offene Fenster zeigte.

„Zu dem Fenster da. Ja. Dort dreht sie sich zu mir um, sagt: Sie werden es ja doch nicht über sich gewinnen, auf ein wehrloses Mädchen zu schießen, macht einen Knacks, ruft: Abdio, Daddy! und hinaus ist sie.“

„Zu dem Fenster?“ Das war wieder Bobs fröhliche Stimme.

„Und Sie?“ ächzte Bill.

„Ich! Was sollte ich tun? Sie hatte doch vollkommen recht. Bin ich imstande, auf ein wehrloses Mädchen zu schießen? Ich nicht!“

Hoot war vor Grimm und Zorn sprachlos. Das war vielleicht gut. Denn die Worte, die er gesprochen hätte, wenn er hätte sprechen können, würden fraglos zu einer Beleidigungsklage geführt haben.

Bob aber fragte launig: „Ohne Hut und Zaddelt? So, wie Sie war, ist sie hinausgesprungen?“

„Genau so.“

„Ja — aber —“ Hoot hatte sich zu Lauten durchgerungen — „haben Sie sie denn nicht verfolgt?“

„Wofür halten Sie mich?“ schmolte Jeremia. „Natürlich bin ich ihr nachgelaufen. Und ich kann Ihnen sagen, ich war ein Champion im Wettlauf zu meiner

Zeit. Aber leider ist das lange her. Sie gewann immer mehr Boden. Und schließlich sprang sie in ein Auto und entwand meinen Blicken.“

Erschöpft von soviel Unverstand, ließ Hoot sich in einen Sessel fallen.

„Hm,“ räusperte er sich nach einer Pause, die, obwohl stumm, kein Kompliment für den gebrochenen Vater war.

„Hm,“ räusperte sich nun auch Bob. Er hielt es für klug, nun endlich doch auch einige Entrüstung zu zeigen, obwohl er am liebsten einen Rag-time getanzelt hätte.

Aber mitten in seiner Freude überfiel ihn ein herzbelemmendes Weh. Es kam über ihn, daß er sie nun verloren hatte. Vielleicht für immer. Höchstwahrscheinlich für immer. Denn, daß der Zufall sie ihm noch einmal in die Hände spielen würde, glaubte er nicht. Mit Recht. Sie war ihm verloren. Nie würde er sie wiedersehen. Nie sie aus den Klauen dieser drei Räuberkerle erlösen. Zugrunde würde sie nun gehen, ohne Erbarmen im Zuchthaus endigen. Ohne Gnade.

Er brach zusammen.

„Da,“ sagte Hoot und deutete mit dem Finger auf ihn, „da sehen Sie, was Sie angerichtet haben. Mit Recht verzweifelt der arme Junge dort. Wie sollen wir nun die Spur seiner Braut wiederfinden?“

„Ja — a propos,“ rief da der Greis. „Was war denn in Brooklyn?“

Hoot berichtete. Als er geendet hatte, sprang Jeremia auf.

„Und da wagen Sie, mir Vorwürfe zu machen!“ schimpfte er mit Würde.

„Mir, der ich nur ein schlichter Baumwollpflanzer aus dem Volke bin. Sie aber sind höherer Polizeibeamter. Sie wollen Polizeibeamter sein! Ein Pfuscher sind Sie, daß Sie es nur wissen. Ein elender Pfuscher und Stümper. Ein lächerlicher Anfänger. Ein —“ Bob hörte nichts von dem Geschimpfe.

Er hatte Elinor für immer und damit für alles andere das Interesse verloren. Aber Hoot hörte. Ihm war nicht das einzige Mädchen, das er je geliebt hatte und je lieben würde, für immer entglitten. Er hörte vertrackt gut. Er vernahm eine ehrenrührige Flut von Herabsetzungen seiner Berufsfähigkeiten auf sich herniederprasseln. Er brauste auf, denn er war kein Lamm. Vielleicht in Jeremias Meinung ein Schaf. Aber ein Lamm war er nicht.

„Ich verbitte mir Ihre Kritik,“ polterte er los. „Ich würde den ganzen Krempel hinschmeißen, wenn ich Florence nicht so innig —“

Er brach ab. Dann sagte er ruhiger:

„Ich habe Ihre Mitwirkung satt. Mehr als kann ich Ihnen sagen. Aber es war mein Fehler, mich auch Laien zu arbeiten. Ziehen Sie jetzt Ihre Finger aus der Sache. Das rate ich Ihnen, wenn Sie Ihre Tochter wiedersehen wollen. Ich gehe jetzt zur Polizei. Ob die Sache an die große Glocke kommt oder nicht, ist nun egal. Ich werde alle notwendigen Schritte mit dem Chef der Kriminalabteilung besprechen. Sobald ich etwas Positives weiß, erhalten Sie Nachricht. Guten Abend.“

Zurück blieb ein verstörter Vater und sein jassungs-  
loser Schwiegerjohn. Doch der Gegenstand ihres Rum-  
mers war nicht ganz der gleiche. Er sollte es noch an  
diesem Abend werden.

## XVI.

Das Speisezimmer, das heute einen so angeregten  
Lunch gegeben hatte, ward zum Zeugen eines zerquält  
trübseligen und einsilbigen Mittagmahles.

Jeremia senkte zwischen jedem zehnten Bissen schwer  
vor sich hin.

Er senkte oft, denn seine Bissen waren zahlreich.

„Es hat keinen Zweck zu hungern und von Kräften  
zu kommen, mein Sohn,“ verkündete er, als sie sich zu  
Tische setzten.

„Im Gegenteil, mir scheint, unsere Muskeln und  
Nerven müssen für noch mancherlei ernährt und ge-  
wappnet werden.“

Damit steckte er die Serviette unter das feiste  
Doppellinn und tat, freilich unter Stöhnen und Niesen,  
dem leckeren Mahle Gerechtigkeit an.

Robert aber schwieg und berührte trotz der Mahnung  
des Schwiegervaters keinen Bissen. Kein Wunder, er  
hatte in weniger als vierundzwanzig Stunden die Braut  
und die Geliebte seines Herzens vielleicht und wahr-  
scheinlich auf ewig verloren.

So etwas wirkt in den seltensten Fällen appetit-  
reizend.

Mit Mühe gelang es ihm, einige Glas Wein herab-  
zustürzen.

„Du solltest doch wenigstens eine Kleinigkeit zu dir  
nehmen,“ warnte wieder der Alte und senkte kläglich.

Bob schüttelte nur gramvoll das Haupt.

Jetzt schnalzte Jeremia mit der Zunge und suchte in  
der Westentasche seinen silbernen Zahnstocher, eine fin-  
nige Geburtstagsgabe seines unglücklichen entführten  
Kindes. Er fuhr mit beiden Händen in die eine der  
Taschen, denn der Standort dieses wichtigen Körper-  
pflegegeräts war bald links, halb rechts.

Da knisterte etwas unter den tastenden Fingern der  
Rechten. Verwundert zog Ronald einige zusammenge-  
faltete Ärtchen hervor und schlug sie forschend auf.

Dann erkannte er ihr Wesen und nickte schicksals-  
schwer vor sich hin. Es waren drei Karten für die Al-  
hambra. Er betrachtete sinnend diese Merkmale einer  
sorgenfreien glücklichen Vergangenheit.

„Da,“ sagte er tränenfeucht und wies dem schweig-  
samen Tischgenossen die Willets. „dahin wollten wir  
heute abend mit der armen Florence gehen.“

Er wischte mit dem Handrücken über die Augen.

Bob blickte kurz auf und versank wieder in das  
Labyrinth seines Ungemaches.

Mechanisch drehte Jeremia die kleinen Pappstreifen  
zwischen den Fingern.

Da brach der Egoismus des Alters in ihm durch.  
Es mag ein Unrecht sein, gegen das Corps der Be-  
jahrten hier zu verallgemeinern. Denn vielleicht war  
es nur eine Charaktereigentümlichkeit dieses alten Herrn  
aus Süd-Carolina. Nur seine höchst persönliche robuste  
Vitalität, sein gesunder Wirklichkeitsinn, sein Fertig-  
werden mit Bedrängnissen, das ihn ein langes Leben der  
Erfolge und des Kampfes mit den Schikanen dieses  
Daseins gelehrt und angezogen hatte. Er mochte in  
mancher Not erfahren haben, daß Trübsalblasen keine  
Beschäftigung ist, die verfahrenen Dinge wieder auf die  
rechte Bahn bringt. Ihm mochte durch manche sieghaft  
überwundene Widerborstigkeit des Schicksals der Lehr-  
satz in seinen fahlen Schädel eingehämmert worden sein,  
daß Jammer und Tränen an schmerzreichen Ereig-  
nissen herzlich wenig bessern.

Freilich fordern solche Gewaltstrauerkuren ein  
rhinoceroshäutiges Gemüt.

Wie dem auch sei, jedenfalls lehnte Jeremia Ronald  
sich plötzlich in den Sessel zurück und sagte:

„Weißt du was?“

Bob wußte nichts.

„Wir gehen in die Alhambra.“

Da starrte der Schwiegerjohn denn doch mit freis-  
runden Augen des Staunens.

„In — die — Alhambra?“ Zum ersten Male miß-  
traute er seinem sonst so vorzüglich arbeitenden Gehör-  
apparate.

„Jawohl,“ erklärte der Alte. „Ich halte es hier zu  
Hause nicht aus. Meine Nerven plagen. Ich muß Ab-  
lenkung haben.“

„Du willst in ein Variété gehen, während — Flo-  
rence —?“

Die Stimme versagte dem Bräutigam. Nicht nur  
aus Verblüffung über des Alten Begehren. Das Schuld-  
bewußtsein legte sich ihm erstickend auf Herz und Mund.

Was er da sprach, war doch scheinheiligste Heuchelei!  
Er, der sich nicht einer harmlosen Zerstreuung, sondern  
dem verächtlichen Treubruche hingab, während seine  
Braut in drohendster Gefahr schwebte, wollte dem Vater  
Gemütsroheit vorwerfen. Er! Ihm ziemte es wahr-  
haftig, den Mund zu halten.

Das tat er denn auch weislich.

Jeremia aber fühlte das Bedürfnis, sein auffälliges  
Betäubungsmittel noch weiter zu rechtfertigen.

„Was nützt es Florence,“ bedeutete er unwiderleg-  
lich, „wenn wir hier sitzen und uns gegenseitig was vor-  
schützen? Für ihr Los ist es ganz gleichgültig, ob wir  
dort in der Alhambra auf Minuten wenigstens unser  
Leid vergessen. Wir können sowieso nichts tun, als  
hilflos und untätig abwarten, was Bill Hoot mit seinen  
Leuten erreicht. Ich errage diese Untätigkeit aber nicht.  
Ich jedenfalls nicht!“

Damit stand er entschlossen auf.

„Du hast von deinem Standpunkt aus zweifellos  
recht,“ gab Robert zu. „Ich bin aber wirklich nicht in  
Stimmung, Variéténummern zu sehen.“

Der Schwiegervater trat zu ihm und legte voll An-  
erkennung die Hand auf die Schulter des jungen  
Mannes.

„Dein Schmerz um deine Braut ehrt dich,“ lobte er  
väterlich. „Aber auf, mein Junge, auf! Man darf sich  
auch von den niederschmetterndsten Ueberfällen des Ge-  
schicks nicht unterkriegen lassen. Nimm das an von  
einem alten Manne, der viel Gutes erfahren, aber auch  
viel Böses in seinem Leben durchlitten hat. Die Frage  
ist doch immer nur die: kann ich jetzt zu irgendeinem  
Nutzen etwas tun oder nicht? Für Florence können wir  
augenblicklich nichts tun. Aber für die Schonung und  
das Durchhalten unserer Nerven mancherlei. Also tun  
wir es. Komm!“

Zaudernd erhob sich Brod.

„Man kann solche Fragen nicht nur von dem Zweck-  
mäßigkeitsstandpunkt aus lösen,“ sagte er müde. „Das  
ist doch in erster Linie Stimmungssache.“

„Ach was — Stimmungen!“ rief der Alte weg-  
werfend. „Stimmungen geben Schwächlinge nach. Wir  
wollen Männer sein, die ohne Schwanken das allein  
Nützliche tun. Also raff dich auf! Ich mache mich  
fertig.“

Er ging hinaus.

Bob war von den Gewalttaten und Umstürzen, die  
seit dem Morgen auf ihn hereingehagelt waren, zer-  
mürbt und zerfressen. Die Widerstandskraft in ihm  
war niedergebrosen. Ihm war im Grunde alles gleich-  
gültig und belanglos. Elinor war ihm für immer ver-  
loren. Was hatte da noch Zweck und Sinn? Warum  
nicht in ein Variété gehen? Es war ebenso sinnlos wie  
alles andere, das ihm das Leben noch bringen konnte.  
Also ins Variété! Warum nicht ins Variété?  
Variété war nicht irrer als das andere, das ihn heute  
überfallen und umhergewirbelt hatte. Es war ein  
würdiger Abschluß dieses wahnwitzigen Tages. Es war  
fast ein Symbol des Tokuwaboku, zu dem sein Leben  
geworden war. Inwiefern es ein Symbol war, wußte  
er selbst nicht. Es schien ihm nur so, irgendwie. Auch  
darauf kam es nicht mehr an. Sein Leben war vernich-

tet, zum Chaos zerstäubt. Was war da noch wichtig oder belangvoll?

Er ging, ohne rechtes Bewußtsein seines Tuns, in die Diele. Dort stand Ronald schon in Hut und Mantel. Der Diener half Bob in den Paletot. Es war alles wie ein Traum. Im Dämmerzustand saß er im Auto. Mechanisch, ohne klare Vorstellung, führte er das Gespräch mit dem Schwiegervater. Im Dämmerzustand nahm er seinen Platz in der Loge ein. Wie nebliger Spuk gingen die ersten Nummern des Programms vorüber.

Dann erwachte er. Plötzlich. Blikhaft. Und sein Leben war wieder voller Licht und Farbe und lebendigster Wirklichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Verhaftet.

Von Williams Sydney Porter.

Der Revierpolizist schritt gravitatisch die Allee entlang. Sein gravitatischer Gang war in seiner Natur gelegen und keineswegs markiert, denn es waren nur ganz wenige Zuschauer auf der Straße. Es war wohl kaum erst zehn Uhr abends, aber frostige Windstöße mit leichten Regenschauern hatten die Straßen beinahe geleert.

Er probierte an den Türen, ob sie geschlossen seien, schwang seinen Stoch mit viel Gewichtigkeit und in kunstvollen Bewegungen, schritt auf und nieder, um sein machsames Auge die Verkehrstraße herunterzuleiten zu lassen. Der Polizist mit seiner kräftigen Figur und seiner etwas von oben herabblühenden Art war ein ganz nettes Bild für einen Friedenswächter. Seine Nachbarschaft gehörte zu jenen, die bald zur Ruhe gehen. Nur hier und dort konnte man die Lichter eines Zigarettengeschäftes oder einer Schenke, die die ganze Nacht offen hielt, gewahren. Doch die Mehrzahl der Türen gehörte Geschäften an, die schon seit langem gesperrt hatten.

Als sich der Polizist etwa in der Mitte des Häuservierecks befand, verlangsamte er seinen Gang. Beim Türeingang eines Eisenwarengeschäftes lehnte ein Mann, der eine unangezündete Zigarre im Munde hielt. Als sich ihm der Polizist näherte begann der Mann rasch zu sprechen.

„Es ist alles in Ordnung, Herr Wachmeister,“ versicherte er wiederholt, „ich bin im Begriffe, hier einen Freund zu erwarten. Es handelt sich um eine Vereinbarung, die wir vor zwanzig Jahren miteinander geschlossen haben. Es kommt Ihnen wohl ein bißchen spazig vor, nicht wahr? Schön, ich will Ihnen erklären, damit Sie gewiß sind, daß alles in bester Ordnung ist. Vor jener langen Zeit war nämlich hier an dieser Stelle, wo jetzt dieser Laden ist, ein Restaurant — Big Joe Bradys Restaurant —, so hieß es.“

„Noch bis vor fünf Jahren war es hier,“ entgegnete der Wachmann, „es wurde dann eingerissen.“

Der Mann vor der Geschäftstür riß ein Bündel Holz an und zündete sich die Zigarre an. Das Licht enthüllte ein bleiches vieredriges Gesicht mit unternehmend dreinblickenden Augen und einer kleinen weißen Narbe nahe bei der rechten Augenbraue. Er hatte eine Krawattennadel, die einen großen Diamanten trug, der ganz sonderbar gefaßt war.

„Seute vor zwanzig Jahren,“ sprach der Mann, „habe ich hier bei Big Joe Brady mit Jimmy Wells, meinem besten Kameraden, dem mackerlichsten Burtschen auf der ganzen Welt, gegessen. Er und ich sind hier in New York aufgewachsen, und wir waren wie zwei Brüder miteinander. Ich war damals achtzehn Jahre alt, Jimmy zählte zwanzig. Am folgenden Morgen mußte ich nach dem Westen reisen, um dort mein Glück zu versuchen. Den Jimmy konnte niemand dazu bewegen, New York zu verlassen. Er hielt es für den einzigen Ort auf der Erde, wo man leben konnte, und nun, damals gelobten wir miteinander, daß genau zwanzig Jahre nach diesem Tage wir uns hier an dieser Stelle treffen wollten, ohne Rücksicht darauf, in welchem Zustande wir uns dann befinden würden, und ohne Rücksicht auf die Entfernung wollten wir jedenfalls zusammenkommen. Wir nahmen an, daß in zwanzig Jahren bereits jedem sein Schicksal bestimmt und sich jeder ein Vermögen erworben haben würde.“

„Es klingt höchst interessant,“ sprach der Polizist, „doch scheint es mir für eine Verabredung eine ziemlich lange Zeit zu sein. Haben Sie seit jener Zeit, da Sie Ihren Freund verließen, nichts näheres mehr von ihm gehört?“

„Doch, eine Zeitlang haben wir miteinander korrespondiert,“ sagte der andere. „Doch ein oder zwei Jahre später verloren wir die Verbindung miteinander. Sie wissen, daß der Westen hübsch groß ist, und ich habe mich da überall kreuz und quer herumgetrieben. Doch ich weiß sicher, daß Jimmy bestimmt zu dem Rendezvous hierher kommen wird, falls er am Leben ist, denn er war stets der treueste und verlässigste Burtsche, den die Welt gesehen hat. Er hat bestimmt nicht daran vergessen. Ich bin etwa tausend Meilen hergereist, um vor dieser Tür stehen zu können, und es ist der Mühe wert gewesen, wenn mein alter Kamerad hier auf der Wildfläche erscheinen wird.“

Der wartende Mann zog eine nette Taschenuhr heraus, deren Dedel mit Brillanten besetzt waren.

„Es fehlen nur noch drei Minuten zu zehn Uhr,“ kündigte er jetzt an, „es war genau zehn Uhr, als wir damals aus der Tür des Restaurants heraustraten.“

„Es war wohl jayon dort im Westen, nicht wahr?“ fragte der Polizist.

„Donnerwetter, das können Sie sich wohl denken! Ich hoffe, daß es dem Jimmy nur halb so gut gegangen ist, dann ging's ihm noch sehr gut. Denn er war ein guter Arbeiter und ein prächtiger Kerl. Ich selbst mußte alles mögliche anstellen, um zu einem Vermögen zu kommen. Der Mensch verläuert nämlich in New York. Man muß nach dem Westen wandern, um reich zu werden.“

Der Polizist schwang seinen Stoch und sprang ein oder zwei Stufen aufwärts.

„Ich muß meine Runde antreten. Ich hoffe, daß Ihr Freund noch zur rechten Zeit kommen wird. Erwarten Sie ihn denn ganz pünktlich?“

„Nicht ganz, muß ich sagen,“ erwiderte der andere. „Ich will ihm wenigstens eine halbe Stunde zugeben. Aber, wenn Jimmy lebt, dann wird er innerhalb dieser Zeit zuverlässig hier sein. Leben Sie wohl, Herr Wachmeister.“

„Gute Nacht, mein Herr,“ sagte der Polizist, indem er wieder seine Runde antrat und im Vorübergehen an den Türen probierte, ob alles in Ordnung sei.

Ein feiner Regen rieselte hernieder, und der Wind hatte sich von unregelmäßigen Stößen zu einem festen, kontinuierlichen Wind verändert.

Die wenigen Passanten dieses Stadtteils eilten düster und schweigend mit aufgeschlagenem Rockragen und die Hände in den Taschen vergraben durch die Straßen. Vor der Tür des Eisenwarengeschäftes aber stand der Mann, der seine Zigarre rauchte und wartete. Tausend Meilen war er herbeigeeilt, um eine fast lächerlich anmutende Vereinbarung zu erfüllen.

Er wartete zwanzig Minuten, als ein großer Mann in langem Ueberrock mit bis über die Ohren aufgeschlagenem Kragen quer von der gegenüberliegenden Seite der Straße herbeigestürzt kam. Er ging geradewegs auf den wartenden Mann zu.

„Bist du es, Bob?“ fragte er zweifelnd.

„Hallo, Jimmy Wells?“ rief der Mann vor der Tür.

„Willkommen,“ sagte der Neuangekommene, indem er die beiden Hände des anderen mit seiner Hand zusammendrückte. „Es ist Bob, so sicher wie das Schicksal. Ich war davon überzeugt, daß ich dich hier finden würde, wenn du noch am Leben bist. Schön, schön, daß du da bist. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, das alte Restaurant ist verschwunden. Bob, ich wünschte, daß es an der Stelle geblieben wäre, so hätten wir noch miteinander speisen können. Wie ist dir der Westen bekommen, altes Haus?“

„Das ist jetzt gleich, was mein Herz begehrt, habe ich dort gefunden. Doch du hast dich sehr verändert, Jimmy, nie hätte ich dich um zwei oder drei Zoll größer vermutet.“

„O, ich bin ein Stück gewachsen seit damals.“

„Ging es dir gut in New York, Jimmy?“

„Na so lala, ich bin in einer städtischen Abteilung angestellt. Komm, Bob, wir wollen ein bißchen Umschau halten, ich kenne hier einen guten Ort, dort werden wir uns einmal ordentlich über die alten, vergangenen Zeiten unterhalten.“

Die beiden Männer schritten Arm in Arm die Straße herunter. Der Mann aus dem Westen, durch seine Erfolge redselig geworden, begann die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Der andere hörte ihm, in seinen Rock gewickelt, mit Interesse zu. An der Straßenecke war ein Apothekergeschäft, dessen Lampen hell erglänzten. Als sie in den Lichtschein hereintraten, wandte sich jeder gleichzeitig gegen den anderen, um ihm ins Gesicht zu blicken. Der Mann aus dem Westen blieb mit einem Male stehen und gab des anderen Arm frei.

„Du bist doch nicht Jimmy Wells,“ entfuhr es ihm, „zwanzig Jahre ist zwar eine lange Zeit, aber doch nicht lange genug, um eines Mannes Nase römischen Formates in eine Stumpfnase zu verändern.“

„O, es kommt sogar mitunter vor, daß sich ein guter Mensch in dieser Zeit in einen schlechten verwandelt,“ sprach der große Mann. „Sie werden sich innerhalb zehn Minuten in Haft befinden, Silly Bob. Man ist in Chicago der Meinung, daß Sie höchstwahrscheinlich Ihren Weg hierher eingeschlagen haben, und wir haben eine Depeche erhalten, daß man Sie dort zu sprechen wünscht. Sie werden sich ruhig verhalten, nicht wahr? Das ist vernünftig von Ihnen. Nun, ehe wir miteinander auf die Polizeistation gehen, habe ich noch eine Nachricht für Sie, die man mich bat, Ihnen auszuhandigen. Sie können sie hier beim Fenster durchlesen. Sie stammt vom Revierpolizisten Wells.“

Der Mann aus dem Westen faltete das kleine, ihm eingehändigte Papier auseinander. Seine Hand war fest, als er es zu lesen begann, aber bald fing sie zu zittern an, als er zu Ende gelesen hatte. Die Nachricht war ziemlich kurz.

„Bob — ich war zur richtigen Zeit am festgesetzten Ort. Als du das Streichholz für deine Zigarre anzündete, sah ich, daß es das Antlitz jenes Mannes war, der in Chicago gesucht wird. Da ich es nicht über mich brachte, die Verhaftung selbst durchzuführen, ging ich davon und bat einen Zivilpolizisten, die Arbeit statt meiner zu verrichten. Dein Jimmy.“

(Aut. Uebersetzung aus dem Englischen.)

## Venezianisches Abenteuer.

Von J. Ab. Arennes.

Als der Schuß verhallt war, stand Giuseppe einen Augenblick still und horchte in die Finsternis hinein. Er hörte einige wackelnde Schritte, gewahrte eine dunkle Gestalt, die eine Eintreppe hinunterrollte und zusammenfiel. Dann wurde es ganz still. Nur

das schwere, matschimmernde Wasser des Kanals schlug sanft gegen die Mauer.

Da wurde ein Fenster geöffnet. Gerade über seinem Kopf und eine ängstliche Frauenstimme flüsterte:

„Bist du's, Guiseppo?" Und gleich darauf fragte auch eine jüngere Stimme zitternd und tränenerstickt dasselbe in die Nacht hinaus.

„Vater, was ist geschehen?"

Guiseppo antwortete nicht. Sein Gehirn arbeitete rasend. Wen in aller Welt hatte er erschossen? Diesen oder jenen Dieb? Vielleicht einen Mörder? Wäre er fünf Minuten später gekommen, hätte er vielleicht seine Frau und seine Tochter als Leichen gefunden.

Er ging hinauf und warf seinen Revolver auf einen Tisch. Er fühlte sich außerordentlich erschöpft und schwach.

„Hörtet Ihr denn nichts, bevor ich kam?" fragte er die Frauen. Beide schüttelten sie verneinend den Kopf.

„Kein!"

Guiseppo erzählte:

Als ich die Tür öffnete, sah ich, wie sich ein schwarzer Schatten gegen die Wand drückte. Ich rief irgend etwas, und es schien mir, als ob der andere sich dazu aufschickte, sich auf mich zu stürzen. Nun ist er tot, dieser Schurke!"

„Wer kann es nur sein?" fragte der Mörder klanglos, und die Tochter meinte:

„Wir müssen zusehen, ob er wirklich tot ist."

Alle drei gingen sie hinunter. Guiseppo wendete das Gesicht des Toten dem Licht zu. Beide Frauen schrien auf, wie aus einem Munde:

„Mario!" Beide fielen sie schluchzend bei der Leiche nieder.

„Ihr wußtet also, daß er hier war?"

Guiseppo richtete sich auf und dachte nicht mehr daran, daß er gemordet hatte. Ein furchtbarer Verdacht bemächtigte sich seiner. Dieser Mann war also in seinem Hause ein und ausgegangen! Sie betrogen ihn — wer von den beiden? Beide etwa, seine Frau, die er liebte, und seine Tochter, die er erzog! Und er — der sich eingebildet hatte, Herr seines Hauses zu sein!

Er packte jede am Arm und befahl ihnen drohend, die Wahrheit zu sagen.

„Was soll ich denn sagen, Guiseppo?" sprach die Mutter weinerlich. „Ich weiß genau so viel wie du!" Und die Tochter jammerte:

„Warum peinigst du mich, Vater, ich schwöre — ich weiß nichts!"

Guiseppo beugte sich über den Toten. Er untersuchte die Taschen, las die Papiere, die in seiner Brusttasche lagen. Nichts. Dann sah er verbittert auf. — Nicht einen Schlüssel besitzt er! Einer von euch muß ihn also hereingelassen haben! Aber wer von euch? Du? Du? ...

Aber die beiden schmerzverzerrten Gesichter verrieten nichts.

Da begriff Guiseppo, daß er mit diesem fremden Manne auch die Wahrheit getötet hatte. Vielleicht konnte er die Frauen zu einem Geständnis zwingen. Aber — gestand auch wirklich die eine — wäre sie es nicht nur, um die andere zu decken? Lüge und Verrat hatten sich in sein Haus eingeschlichen — wie ein unheimlicher Toten! ...

Guiseppo ging langsam die Treppe hinauf. Er ergriff den Revolver und richtete ihn auf seine Schläfe.

Ein Schuß krachte. Darauf trat Stille ein. Nur das schwarze, nächtliche, bleischnere Wasser schlug dumpf gegen die Mauer des Hauses.

## Der kurze Rod.

Es scheint wirklich nichts Neues unter der Sonne zu geben. Wir haben erlebt, wie die Röde der Frauen im Laufe weniger Jahre auf die Hälfte ihrer früheren Länge zusammengeschrumpft sind und wie mit leidenschaftlichem Für und Wider um etwas gestritten worden ist, das sich nicht hemmen läßt, sondern sich mit der Unstimmlichkeit eines Naturgesetzes vollzieht. Ob das Ende der Verkürzung erreicht ist, vermag niemand zu sagen. Denn das gleiche Schauspiel hat die Welt schon einmal erlebt, und damals hat die Verkürzung des Rodes erst bei den Hüften Halt gemacht.

Die Akteure von damals waren freilich wir Männer. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts begann der lange, faltige, feierliche Männerrod des höfischen Zeitalters langsam kürzer zu werden, und die Hosen, die zur Unterleibung zählten, begannen sichtbar zu werden. Um die Mitte des Jahrhunderts reichte der Rod nur noch bis an die Knie.

Die Aufregung und die Entrüstung der Alten war damals nicht weniger groß, als sie es jüngst gewesen ist. „In jenen Tagen," heißt es in der Mainzer Chronik, „ging die Torheit der Menschen so weit, daß die jüngeren Männer so kurze Röde trugen, daß sie weder vorn noch hinten (der Chronist drückt sich weit herber aus) richtig bedeckt waren. Wußte sich jemand bücken, so sah man ... (wieder folgt ein derber Ausdruck, den wir lieber nicht wiedergeben.) O, welche unglaubliche Schande!" Und die Enfsheimer Chronik klagt im Hinblick auf die kurzen Röde der Männer: „Also ging man vor Kaiser, König, Fürsten und Herren und vor ehrbaren Frauen, und es ging so schandbar her, daß es Gott leid war."

Ihr sekundiert der Verfasser der großen Chronik von St. Denis, der den Verlust der Schlacht von Crécy als Folge des göttlichen Zorns über die unanständigen kurzen Röde der französischen Männer auffaßt und den Untergang des Reiches prophezeit, wenn

die Söhne nicht noch in letzter Stunde zu den frommen Sitten der Väter zurückkehren. „Die einen trugen so kurze Gewänder," schreibt er, „daß sie, wenn sie sich bücken mußten, denen, die hinter ihnen standen, die Hosen und was darunter zeigten."

(Aus dem Aprilheft von Paul Kellers Monatsblättern „Die Bergstadt".)

## Kniefosen.

Der bekannte englische Schriftsteller Jerome telephoniert einmal einem Agenten der Feuerversicherung:

„Ich möchte mein Haus versichern! Kann ich das telephonisch machen?"

„Natürlich, ich schicke Ihnen meinen Untervertreter hin," versicherte der Agent.

„Das muß aber gleich gemacht werden," rief Jerome nach, „denn das Haus brennt schon!"

Der Schriftsteller Schalom Asch lernte einmal in Newyork eine hübsche junge Dame kennen, mit der er schöne angenehme Tage verbrachte. Eines Tages rief ihn ein Telegramm nach Paris. Beim Abschied gab Asch der Dame, die ihn zum Zuge begleitet hatte, einen Scheck über 100 Dollar zum Geschenk. Als der Zug schon in Bewegung war, merkte sie plötzlich, daß der Scheck ohne Unterschrift war.

„Mr. Smith" — so hieß Asch für seine Begleiterin — „Mr. Smith, es fehlt die Unterschrift," rief die Dame, dem noch langsam fahrenden Zuge nachgehend.

„Ich bin Schriftsteller," gab Asch durch das offene Fenster zu rufen. „Wenn ich einen Artikel schreibe, so unterzeichne ich ihn mit meinem vollen Namen; wenn ich aber Geschenke mache, geschieht das anonym."

## Aus aller Welt.

D'Annunzio gibt Rätsel auf. Wie der „Corriere della Sera" meldet, hat sich d'Annunzio neuerdings dem Mundfunk zugewendet, den er als geeignetes Mittel betrachtet, für die nationale Kultur Propaganda zu machen. Er will demnächst mit Hilfe des Radios vom Mailand aus ein Rätsel aufgeben und die ganze Welt auffordern, das Rätsel zu lösen. Die richtigen Lösungen sollen mit Preisen ausgezeichnet werden.

Was wird das Nürnberger Dürer-Jahr kosten? Nach Mitteilung des Nürnberger Oberbürgermeisters Dr. Ruppe wird der Aufwand der Stadt Nürnberg für die Veranstaltungen kultureller Art, die im Nürnberger Dürer-Jahr stattfinden werden, mindestens 800 000 Reichsmark betragen. An Einnahmen können höchstens 100 000 Reichsmark erzielt werden.

Morgenbeginn der Vogellieder. Als die ersten Frühlingsvögel unter den Bäumen haben sich, nach den Beobachtungen Zimmer's, Lerche und Wachtel erwiesen, die, als Bewohner freien Geländes, wo die Sonnenhelligkeit zuerst zu verspüren ist, schon vor 3 Uhr morgens zu singen beginnen, und zwar die Lerche durchschnittlich um 2.30 Uhr und die Wachtel um 2.45 Uhr. Nur der Wiesenschwäger war bisweilen früher dran, indem er schon um 2.35 Uhr sein Lied anstimmte. Zu den Frühvögeln gehören auch noch Drossel, Amdud, verschiedene Grassmilchvögel, ferner die Krähen und Goldammern. Da rein äußerlich auf den morgendlichen Gesangsbeginn fast nur die Menge des Sonnenlichts einwirkt, erklärt es sich auch, daß an trübigen Tagen der Gesang oft sehr verzögert wird, wenn er nicht überhaupt ganz unterbleibt. Auch Ernährungsschwierigkeiten beeinflussen manchmal den Beginn des Frühgesangs. Gewöhnlich wird der Vogel aber schon durch den Gesang seiner Artgenossen zum Singen gereizt. Ganz gesangloser Tagesbeginn war ab und zu nur bei Krähen zu beobachten.

## Fröhliche Ecke.

Mensch und Maschine. Radspitz verfrachtete mich in seinen fabrikneuen Sechszylinder. Beim ersten handesgemäßen Alvergo zog er sämtliche Bremsen an, und wir tronten auf jeden Zylinder eine Klapsche. Als uns das eble Blut der Neben bis zum dritten Nippentknorzel stand, brachen wir auf. Radspitz war blau wie junger Kleeber. Unordenliche Lieber größtend, versuchte er vergebens, den Motor in Gang zu bringen. „Anfahren!" rief ich. „Laß ihn doch mal ordentlich an!" Da klappete Radspitz die Haube hoch und schrie in den Motor hinein: „Kamaille, Bestie, Schaufelpferd, quauslicher Uhu!" Dann wartete er. Nichts regte sich. „Also," jagte Radspitz, „härter anlassen und schärfer anfahren kann i'n sei net. Den schid'n ma morgen wieder in d' Fabrik!" („Regendorfer Blätter.")

Modeentwicklung. Zuhörer: „Hast du schon bemerkt, mein Lieber, an den Kleidern unserer Damen werden nur noch die Schulterbänder immer länger."

Energieverschwendung. Lehrer: „Kannst du mir ein Beispiel von Energieverschwendung nennen, Fritz?" — „Ja, Herr Lehrer, einem Kahlköpfigen eine haarsträubende Geschichte erzählen."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stora, Bognach.